



EIN JAHR (GESCHICHTE WIRD GEMACHT,
ES GEHT VORAN)
DIRK VON PETERSDORFF

Geboren 1966 in Kiel, Lyriker und Literaturwissenschaftler, Professor an der Friedrich-Schiller-Universität Jena, mehrere literarische Auszeichnungen (u. a. Kleist-Preis 1998), zuletzt erschienen: *Nimm den langen Weg nach Haus*. Gedichte (C. H. Beck, 2010); *Literaturgeschichte der Bundesrepublik Deutschland* (C. H. Beck, 2011). Als Herausgeber: *Ein Gedicht von mir: Lyrikerinnen und Lyriker der Gegenwart stellen sich vor* (Reclam, 2012). – Adresse: Institut für Germanistische Literaturwissenschaft, Friedrich-Schiller-Universität Jena, Fürstengraben 8, 07743 Jena. E-mail: dirk.von-petersdorff@uni-jena.de

Manchmal war es wie früher. Wenn man in der Küche stand, dem Tee beim Ziehen zusah, ein Mensch in Schlafklamotten, mit verstrubbeltem Haar und halbgeschlossenen Augen eintrat, nach seiner Espresso-Maschine tastete. Das erinnerte doch sehr an eine WG. Auch wenn es sich dabei um den hochangesehenen Rechtshistoriker Olivier Jouanjan handelte: So früh am Morgen in der Küche sind alle gleich. Ich bestrich mir ein Schwarzbrot, er sah stirnrunzelnd zu. Der Franzose isst zu so früher Stunde nichts, Schwarzbrot sowieso nie.

Abends konnte es in dieser Lebensabschnitts-WG in der Villa Jaffé, zu der fest noch Clemens Leonhard gehörte, ganz anders aussehen. Am späten Nachmittag begann Olivier mit der Zubereitung eines französischen Menüs, wusch Gemüse, mixte eine kunstvolle Salatsoße, schnitt Filets, rührte „Crème brûlée“, dabei unter großen Funkkopfhörern zufriedenen pfeifend, immer in der Hoffnung, uns Deutsche doch noch auf den Weg des Geschmacks und Genusses zu bringen. Beim Essen, zu dem wir nur den Wein beizusteuern hatten, ging es um seine liberale Heidegger-Auslegung, um das Verflüssigen von

Normen, wogegen ich ein wenig Habermas ins Spiel brachte, was Olivier aber als naive deutsche Ordnungswut ansah, so wie er Clemens ob seiner theologischen Profession ohnehin nur als „Jesuit“ titulierte.

Es sind Zustände von Freiheit, in die das Wiko versetzt. Plötzlich wird man aus dem Alltag herausgenommen, findet sich in einer Jugendstil-Villa am Grunewald wieder und kann im Prinzip tun, was man will. Wie erstaunlich: Man gerät in ein Kontinuum der Gedankenentwicklung; man sitzt in Ruhe beim Mittagessen, das auch noch viel besser schmeckt und viel gesünder ist als die Dinge, die man im normalen Leben nebenbei herunterschlingt; man kann sogar am Nachmittag mitten während der Arbeitszeit eine Runde durch den Grunewald joggen, mit einem halb wohligen, halb sündhaften Gefühl. War das erlaubt? Aber ich hatte ja auch schon das eigentlich für das Wiko-Jahr vorgesehene Projekt gekippt und beschlossen, nur an Gegenständen zu arbeiten, die mir gefallen. Fast jeden Morgen beim Aufwachen habe ich gedacht: Was für ein Luxus!

So habe ich bei der zweiten Tasse Tee mit der Arbeit an meinen Gedichten begonnen; Verse und Strophen haben sich versammelt, die nun mit dem Berliner Jahr verbunden sind. Gelegentlich turnte ein Eichhörnchen in erstaunlichen Bewegungen in der großen Kiefer vor dem Schreibtischfenster herum. Dass diese Tiere auch kopfüber an Zweigen hängen können! Zwei Bücher sind fertig geworden: eine Anthologie zur deutschen Gegenwartlyrik, für die die Autoren jeweils ein Gedicht ausgesucht haben, das sie als Selbstcharakterisierung ansehen (*Ein Gedicht von mir: Lyrikerinnen und Lyriker der Gegenwart stellen sich vor*, Reclam 2012). Ein Lehrbuch *Kreatives Schreiben: Lyrik* (Reclam, 2013), das lyrische Formen erklärt und eine größere Zahl von Schreibaufgaben enthält. Das wollte ich schon immer machen, jetzt war die Zeit. Zeit war auch für einige kleinere Arbeiten, so für eine Kolumne „Sprachmusik“, die in dem neu gegründeten Magazin *128* der Berliner Philharmoniker erscheint. Dabei habe ich gedacht: Wenn das meine alte Musiklehrerin wüsste.

Die Freiheit hatte auch ihre dunklen und anstrengenden Seiten. Denn wer auf einmal viel Zeit zum Nachdenken hat, sich etwas jenseits der Lebensmitte befindet, aus seinen Alltagsroutinen und Sicherheiten herausgenommen ist, der kann Zwischenbilanz ziehen, bemerkt gerade angesichts der neuen Spielräume sein sonstiges Arretiert-Sein, nimmt seine Lebensbahn auch als Ausschluss von Alternativen wahr. Der Verlust von Möglichkeiten, die Einengung des Raumes, in dem man sich bewegt, der Berliner Winter: Das genügt, um depressiv zu werden. Der Grunewald blattlos, durch den Nebel joggen. Tröstlich war, dass es einigen anderen Fellows so ähnlich gehen musste, die ihr Zimmer

auch mit Selbstzweifeln teilen. Aber man wusste: Auch das gehört zu diesem Jahr. Es war fällig, die Bestände zu sichten, mit ihnen zu rechnen. Durch diesen Nebel musste man laufen. Und dann gibt es ja Menschen, die z. B. neben ihrer Kernkompetenz der Bibliotheksleitung ein offenes Ohr haben, sehr viel wahrnehmen, verstehen, Geduld haben, mit Fragezeichen umgehen können: danke dafür!

Was lernt man im Wissenschaftskolleg? Eine einfache (vielleicht auch zu einfache) Vorstellung von Interdisziplinarität erfüllt sich nicht unbedingt. Ich habe kein Wissen gewonnen, das direkt in meine Arbeiten integriert werden könnte, die Entwicklung neuer Fragestellungen ermöglichen, neue Schnittstellen öffnen würde. Aber ich habe das Gefühl einer starken indirekten Wirkung, einer Horizonterweiterung. Man lernt Disziplinen kennen, mit denen man bisher wenig zu tun hatte, wichtiger noch: Man studiert Denkweisen, Formen der Weltbearbeitung, Vokabulare. Neben der Heterogenität wirkt auch die Vielzahl der Kulturen. Wo kann man in kurzer Zeit so viele höchst unterschiedlich sozialisierte Menschen kennenlernen und beobachten? Das Wissenschaftskolleg als Füllhorn der Typen: überraschend argumentierend, überraschend gekleidet, Eitle und Verunsicherte, monologisierend, schweigend, Ironiker, Zigarilloraucher, Tischtennispieler, Darwinisten, alte Weise, schrille Post-Docs, östliche Melancholiker, westliche Siegertypen, viele Sprachen, viele Kinder, viel Musik im Hauptgebäude.

Weil die Anregungen aus der Kerngruppe heraus zahlreich sind und weil das Wiko vor allem Freiheit ermöglichen soll, muss es sich der üblichen Dynamik des Betriebs nicht anschließen. Vor dem hochtourenden Aktivismus anderer Wissenschaftseinrichtungen ist es eher zu schützen. Auch im Inneren muss es nicht unbedingt Reize setzen. Mir scheint, dass es wichtig ist, die Differenz zu anderen Institutionen zu betonen, ohne dass man sich deshalb gleich für besser halten müsste. Anders und produktiv, das würde genügen. Den Beweis der Leistungsfähigkeit erbringt das Kolleg nicht über Aktivitäten, sondern über die (späteren) Leistungen von Individuen – womit nichts gegen die originellen, heiteren Abendveranstaltungen mit anschließendem Weintrinken gesagt sein soll, gar nicht. Auch die Bildung von Gruppen muss man nicht forcieren. In den Essensraum würde ich auch einige Zweiertische stellen. Aber natürlich sind das Geschmacksfragen.

Schließlich Berlin: Zur Zeit der Gründung des Kollegs war nicht abzusehen, welche Attraktivität das Kolleg durch diese Stadt besitzt, die nach 1989 Dynamik, Heterogenität und sogar eine basale Freundlichkeit gewonnen hat. An langen Sommerabenden durch Berlin zu streifen, das ist einfach ein erhebendes Gefühl, weil so viel zu sehen, zu hören, zu riechen und zu schmecken ist. Einen Nachmittag durch Galerien zu wandern, ein

Fußballabend mit Elfmeterschießen in einer Kreuzberger Kneipe, das ist wohl das, was man Lebensqualität nennt. Aus Sicht eines deutschen Fellows war es auch schön und erleichternd zu hören, dass die Fellow-Familien aus vielen Ländern sich in Berlin gut aufgenommen fühlten. Ich selber bin an den Wochenenden zu meiner Familie nach Jena gependelt. Einige Wochenenden haben wir aber auch gemeinsam in Berlin verbracht, in der schönen kleinen Wohnung in der Villa Jaffé. Da wir dort zusammengedrängt lebten, was den Kindern sehr gefiel, verkündete unser kleiner Sohn später, dass Berlin so toll sei, weil es so klein sei. Es ist eben alles eine Frage der Perspektive.